

Karl-Josef Kuschel
im Gespräch mit Matthias Drobinski

Ich lerne durch Begegnung

Ein Leben im Dialog
mit Literaturen und Religionen

Patmos Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

PATMOS
ESCHBACH
GRUNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben



Die Verlagsgruppe Patmos ist sich ihrer Verantwortung gegenüber unserer Umwelt bewusst. Wir folgen dem Prinzip der Nachhaltigkeit und streben den Einklang von wirtschaftlicher Entwicklung, sozialer Sicherheit und Erhaltung unserer natürlichen Lebensgrundlagen an. Näheres zur Nachhaltigkeitsstrategie der Verlagsgruppe Patmos auf unserer Website www.verlagsgruppe-patmos.de/nachhaltig-gut-leben

Alle Rechte vorbehalten

© 2023 Patmos Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern

www.verlagsgruppe-patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken und Bumiller, Stuttgart

Umschlagabbildung: Foto Karl-Josef Kuschel © Sascha Baumann / all4foto.de

Gestaltung, Satz und Repro: Schwabenverlag AG, Ostfildern

Druck: CPI books GmbH, Leck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-1376-7

»Es ist ganz wahr, was die Philosophie sagt, dass das Leben rückwärts verstanden werden muss. Aber darüber vergisst man den andern Satz, dass vorwärts gelebt werden muss.«

Sören Kierkegaard, Tagebücher (Übertragen von Theodor Haecker)

»Prüfen wir also, nehmen wir an: Gott ist oder er ist nicht. Wofür werden wir uns entscheiden? Die Vernunft kann hier nichts bestimmen ... man muss auf eines setzen, darin ist man nicht frei. Was werden Sie also wählen? ... Wägen wir Gewinn und Verlust für den Fall, dass wir auf Kreuz setzen, dass Gott ist. Schätzen wir diese beiden Möglichkeiten ab. Wenn Sie gewinnen, gewinnen Sie alles, wenn sie verlieren, verlieren Sie nichts. Setzen Sie also, ohne zu zögern, darauf, dass er ist.«

Blaise Pascal (1623–1662), Über die Religion (posth. 1670), Nr. 233.

»Theologie bedeutet das Bewusstsein davon, dass die Welt Erscheinung ist, dass sie nicht die absolute Wahrheit, das Letzte ist. Theologie ist – ich drücke mich bewusst vorsichtig aus – die Hoffnung, dass es bei diesem Unrecht, durch das die Welt gekennzeichnet ist, nicht bleibe, dass das Unrecht nicht das letzte Wort sein möge ... Ausdruck einer Sehnsucht, einer Sehnsucht danach, dass der Mörder nicht über das unschuldige Opfer triumphieren möge.«

Max Horkheimer, 1970 (HGS Bd 7, 389).

Inhalt

Gegen die Resignation	11
Matthias Drobinski	
Das Bildprogramm des Arbeitszimmers	13
Über eine »sinnliche Literaturwissenschaft	22
I.	25
Oberhausen: Frühe Erfahrungen mit Kirche	25
Der Missbrauchsskandal: Wider den Kirchenzynismus	27
Vater, Mutter und der Katholizismus	31
Der Krieg, der Glaube und die Angst	35
II.	37
Ignoriert und abgewehrt: Die Präsenz von Protestanten	37
Kostbare Momente einer Zwiesprache mit Gott	39
Ignoriert und verdrängt: Die Präsenz von Juden	42
Die tödliche Mischung: Antijudaismus und Antisemitismus	45
Gefährliche Lektüre	47
Politisches Erwachen: Der Vietnam-Krieg	49
»Mein Amerika«	51
Priester werden? Studien in Bochum	53
III.	56
Tübingen leuchtet	56
Dostojewski, der Großinquisitor und ein Kuss	59
Camus und der scharfe Wind der Religionskritik	64
Ein Patt und Pascals Wette	68
Über das Unverfügbare in verwalteter Welt	69
Max Horkheimers folgenreiches Gespräch über Theologie	71
Begegnungen mit Ernst Bloch	75
Am Grab von Max Horkheimer	77

Erste Begegnungen mit Hans Küng und eine kleine Rebellion	80
Ein Gespräch mit Walter Jens	85
Ein protestierender Protestant: Ernst Käsemann	88
Hoffnung lernen mit Jürgen Moltmann	90
 IV.	 93
Der Jesus der Literaten	93
Der Einstieg in die Wissenschaft	96
Über Goethes Islam: Lernen von Katharina Mommsen	99
Zurück im »Hauptquartier«: Arbeit über Christologie	102
In der Welt von Hans Küng	106
Über die »ewige Dialektik« der Inquisition	112
Der Kampf um die »katholische Identität«	116
 V.	 120
In Jerusalem	120
Den Spuren Jesu nachgehen: Wer ist Er für mich?	122
Eine Entdeckung: Das rabbinisch-orthodoxe Judentum	125
Was man vom orthodoxen Judentum lernen kann	130
Gespräche mit Schalom Ben-Chorin	131
Über eine Meditation von Martin Buber	135
Die neuen Herausforderungen für die jüdischen Gemeinden	139
Meine Studie zu »Theodor Heuss und das Judentum«	141
Bewegung im Dialog von Christen mit der jüdischen Orthodoxie	143
Studien zu Juden und Judentum im Spiegel der Literatur	144
Das Exemplarische am »Fall« des Heinrich Heine	146
»Wer baut, der bleibt«: Laudatio auf Charlotte Knobloch	149
Worauf es im Dialog von Christen mit Juden ankommt	150

VI.	153
Und der Islam?	153
Verdrängte Wahrnehmung	154
Der Islam als Faktor der Weltpolitik	157
Eine dritte Offenbarungsreligion?	160
Wurzel Abraham, Hagar und Ismael	161
»Muslime beten mit uns den einen Gott an«	164
Wie den Koran lesen?	167
Jesus und Maria im Koran	170
Den Koran diskursiv verstehen	173
Den Koran geschichtlich verstehen	175
Das Zentrum des Koran	178
Lessing, Goethe und Rilke über den Islam	180
Zwiespältige Religionspolitik heute	184
Was ist das Ziel des interreligiösen Dialogs?	187
Über eine Sternstunde interreligiöser Begegnung	192
VII.	198
Eine Reise nach Taipeh und die Folgen	198
Hesse, Brecht und die Weisheit Asiens	199
Vordenker des interreligiösen Dialogs	202
China, der Konfuzianismus und das Projekt Weltethos	204
Über Christentum und Zen-Buddhismus	207
VIII.	213
Den »Faktor Religion« in der Weltpolitik ernst nehmen	213
Weltreligionen und Weltfrieden	215
Was »Projekt Weltethos« meint	216
Die »Stiftung Weltethos«: Idee und Kritik	219
Gemeinsame Werte heute? Ein eisiger Gegenwind	224
Eine Kernbotschaft der Religionen?	227
Was bleibt? Das Beispiel des »Mannes aus Ur«	230

Dokumentation:	
Arbeiten von und über Karl-Josef Kuschel	233
I. Die Schriftsteller-Gespräche:	233
II. Die Bände der Reihe »Theologie und Literatur«, hrsg. von Karl-Josef Kuschel und Georg Langenhorst	233
III. Mitglied der Jury zur Verleihung des Elisabeth- Langgässer-Literaturpreises des Stadt Alzey	235
IV. Mitglied im Vorstand der Reinhold-Schneider- Gesellschaft (1990–2010)	235
V. Publikationen zu Literatur und Religion (in chronologischer Reihenfolge)	236
VI. Publikationen zur Theologie und zum interreligiösen Gespräch (in chronologischer Reihenfolge)	240
VII. Publikationen zur Bildenden Kunst	242
VIII. Mitglied im Stiftungsrat des Börsenvereins zur Vergabe des jährlichen Friedenspreises des Deutschen Buchhandels (2015–2020)	245
IX. Über Karl-Josef Kuschel	245
Personenregister	249
Zu den Autoren	259

Gegen die Resignation

Matthias Drobinski

Karl-Josef Kuschel gehört zu den Theologinnen und Theologen, von denen ich all die Jahre dachte: Mit dem – oder der – würde ich mich mal gerne länger unterhalten. Dazu kam es aber nie. Ich hatte mit Gewinn und Inspiration sein Buch »Jesus im Spiegel der Weltliteratur gelesen« und seine Gespräche mit Schriftstellerinnen und Schriftstellern in der Zeitschrift *Publik-Forum*, in deren Redaktion ich war und wieder bin. Karl-Josef Kuschel arbeitete die vielfach gebrochenen, mal schüchternen, mal zornig-fordernden Annäherungen an Gott, das Göttliche, Transzendente heraus, das gefiel mir sehr. Ich hatte einiges von ihm gelesen zum Gespräch zwischen Christen, Muslimen, Juden, zum abrahamitischen Dialog. Mittlerweile war ich bei der *Süddeutschen Zeitung* zuständig für die zunehmend bunte religiöse Landschaft in Deutschland und dankbar dafür, dass es in Tübingen einen Theologen gab, der systematisch durchdachte, was mir da im journalistischen Alltag begegnete. Und der eine positive Perspektive entwickelte: Dass verschiedene Religionen aufeinandertreffen und miteinander leben, ist eine große Chance für den Frieden in der Gesellschaft, in der Welt – viel mehr als alle Probleme, die das bereitet. Wir hatten uns kurz auf Veranstaltungen gesehen, ein paarmal freundlich miteinander telefoniert, dabei aber war es geblieben.

Umso mehr freute ich mich, als Karl-Josef Kuschel und der Patmos Verlag mich fragten, ob ich dieses Interview führen würde: Da war sie, die Gelegenheit zum Gespräch. Dass es gleich ums ganze Leben gehen würde und um ein halbes Jahrhundert Theologie und Zeitgeschichte, flößte mir allerdings Respekt ein: Kein noch so langes Gespräch kann wirk-

lich einen Menschen erfassen. Hinter jedem gesagten Satz stehen mindestens zwei ungesagte.

Dreimal haben wir dann lange miteinander geredet, zweimal in Tübingen, in der Küche und im Arbeitszimmer von Karl-Josef Kuschel; einmal trafen wir uns online, »in der Kachel«, wie das heute heißt. Und einmal habe ich ihn zu einem Vortrag über Stefan Zweigs Jüdischsein begleitet nach Stuttgart; auch das ist wichtig für ein gutes Gespräch – dass man den Interviewten nicht nur in Küche und Arbeitszimmer trifft. Wir haben uns angeregt und offen unterhalten, immer wieder wurde unser Gespräch tief und manchmal sogar existenziell.

Das macht den Reiz dieses Buches aus: Es bietet eine kompakte und leicht verständliche Zusammenfassung und Einführung in das Denken und Schreiben des Theologen und Literaturwissenschaftlers Karl-Josef Kuschel. Es ist darüber hinaus auch ein Buch über die Gottessuche und was sie mit der katholischen Kirche zu tun hat, der skandalerschütterten, um ihre Zukunft ringenden Institution, der Kuschel dennoch und allem Zorn zum Trotz verbunden bleibt.

Es ist ein Gespräch in einer schwierigen Zeit, auch für den Dialog der Konfessionen und Religionen. Die Abgrenzungstendenzen haben zugenommen, die Versuchung ist groß geworden, sich in der Identitätskrise zurückzuziehen aufs Identitäre, auf die eigenen Wahrheitssätze, sich polemisch gegen die anderen zu wenden: Christen gegen Muslime, Muslime gegen Christen, Muslime gegen Juden, Juden gegen Muslime. Mit Menschen in den ernsthaften Dialog zu treten, die anders glauben, ist immer Wagnis und Zumutung zugleich. Man wagt, die eigenen Glaubensgewissheiten in Frage stellen zu lassen, man mutet dem Anderen den eigenen Glauben zu. Dieses Buch ist ein Plädoyer dafür, dieses Wagnis einzugehen, diese Zumutung zu wagen. Es ist ein Buch gegen die Resignation, gegen den Satz: Das bringt doch nichts. Karl-Josef Kuschels Leben zeigt, dass dieser Satz nicht stimmt.

Das Bildprogramm des Arbeitszimmers

Tübingen, ein unauffälliges Einfamilienhaus: Küche, Wohnzimmer. An den Wänden Werke des Kalligrafen Shahid Alam; der deutsch-pakistanische Künstler hat Karl-Josef Kuschels Buch »Goethe und der Koran« illustriert. Shahid Alam hat Verse aus Johann Wolfgang von Goethes »West-östlichen Diwan«, ins Arabische übertragen, kunstvoll kalligrafisch gestaltet, in Blau und Grün und Gold:

»Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Okzident
Nord- und Südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.«

Die beiden Kinder sind aus dem Haus, und doch ist der Platz für Bücher immer noch knapp. Stufe um Stufe wachsen die Bücherregale vom Arbeitszimmer im Obergeschoss aus die Treppe hinunter.

Das Arbeitszimmer ist eine Höhle der Gelehrsamkeit mit großem Holzschreibtisch und Lesepult; durchs Fenster schaut man auf eine Bahnlinie hinaus und auf baumumstandene Wiesen. Im Hintergrund ist die »Wurmlinger Kapelle« zu sehen, zu der es ein Gedicht des schwäbischen Poeten Ludwig Uhland (1787–1862) gibt.: »Droben stehet die Kapelle ...«. Auch eines von Niklaus Lenau (1802–1850): »Luftig, wie ein leichter Kahn, / Auf des Hügels grüner Welle, / Schwebt sie lächelnd himmeln, / Dort die friedliche Kapelle ...«. Jeden Tag sei er hier, sagt Kuschel, »die besten Stunden sind morgens ab acht Uhr bis zum Mittag«. Nach einer ausgiebigen Mittagspause und einer kleinen Fahrradrunde geht es von 17 Uhr bis 20 Uhr an den Schreibtisch zurück.

Matthias Drobinski: Das klingt wie bei Thomas Mann, der seinen Tag strikt einteilte wie ein preußischer Beamter. Mit dem romantischen Bild vom Künstlertyp, der nachts fiebrig an genialen Texten arbeitet, können Sie wenig anfangen, oder?

Karl-Josef Kuschel: Aus der Biografie von Thomas Mann habe ich zumindest gelernt, dass man auch für literarische Arbeiten Zeitdisziplin braucht, seinem Alltag eine Form geben muss, um etwas schaffen zu können. Vormittags ist meine wichtigste kreative Phase, habe ich im Lauf der Jahre herausgefunden. So weit wie Marcel Reich-Ranicki gehe ich nicht, der von sich sagte, er brauche, auch wenn er sich morgens an den heimischen Schreibtisch setze, Anzug und Krawatte, um sich eine Form zu verpassen. Aber ich brauche eine klare, verbindliche Struktur. Fiebrige Nachtarbeit ist meine Sache nicht.

Ihr Arbeitszimmer, in dem wir jetzt sitzen, sei programmatisch ausgestattet, haben Sie gerade gesagt.

Hier hängen viele Bilder von Schriftstellern: Armin Müller-Stahls Porträts von Heinrich und Thomas Mann zum Beispiel oder Bilder von Lessing, Heinrich Heine, Hermann Hesse und Heinrich Böll. Über alle diese Großen der Literatur habe ich gearbeitet und veröffentlicht, Böll habe ich noch persönlich kennengelernt.

Und ein Bild von Stefan Zweig.

Zu ihm habe ich eine besondere Beziehung, emotional wie intellektuell. Er ist ein brillanter Stilist, seine Bücher sind ein intellektuelles Leseabenteuer und offenbaren tiefe Einblicke in die Labyrinth der menschlichen Seele. Wenn ein Schrift-

steller von Sigmund Freud gelernt hat, dann Stefan Zweig. Und dann sein tragisches Ende.

Seine Vertreibung aus dem austrofaschistischen Österreich 1934, das Exil in England und dann in Brasilien, sein Suizid im Februar 1942 gemeinsam mit seiner Frau Charlotte Altmann, erschüttert durch die Zerstörung seiner »geistigen Heimat«, Europa, »durch die langen Jahre heimatlosen Wanderns erschöpft«, wie er in seinem Abschiedsbrief schrieb.

Dieses sein Ende berührt mich immer wieder, es ist jedes Mal für mich ein Stück Trauerarbeit. Eben weil ich ihm wunderbare Leseerfahrungen verdanke. Ich war zweimal in seinem Haus in Petrópolis bei Rio de Janeiro und habe dort auch an seinem und seiner Frau Grab gestanden. Die Fragen wollen nicht verstummen: Wie konnte es dazu kommen, dass er mit 60 Jahren, obwohl er ein auch in Brasilien gefeierter, erfolgreicher Schriftsteller war, keinen Lebensmut mehr hatte? Obwohl er noch 1941, ein Jahr vor seinem Tod, in Brasilien ein Buch über das Land veröffentlicht und es als »ein Land der Zukunft« beschrieben hatte? Er selbst aber gibt sich in diesem Land keine Zukunft. Das hat mich bis in die jüngste Zeit beschäftigt, zumal es mittlerweile viel an Literatur darüber und auch einen sehr eindrücklichen Film gibt: »Vor der Morgenröte« (2016) mit Josef Hader in der Hauptrolle. Aber für uns Außenstehende bleibt eine letzte Unbegreiflichkeit: Dieser Mann schreibt in seinem Haus in Petrópolis noch einmal eines seiner besten Werke, die »Schachnovelle«, schließt auch seine Autobiografie »Die Welt von gestern« ab – und nimmt zusammen mit seiner Frau Veronal.

War Stefan Zweig nicht jüdischer Herkunft?

Ja. Bei einem meiner Besuche entdeckte ich: Die Aufschriften auf den Grabsteinen bestehen nicht nur aus lateinischen Buchstaben, sondern auch aus hebräischen. Sicher, Stefan Zweig war jüdischer Herkunft, das war bekannt, aber welche konkrete Beziehung hatte er zum Judentum? War sie mehr als nur oberflächlich? So wie in seinem vermögenden Wiener Elternhaus, das völlig assimiliert war? Dann erfuhr ich: Immerhin hatte er sich seinerzeit von einem Rabbiner bestatten lassen. Also gehe ich der Frage nach, forsche, will ich mehr und Genaueres wissen: Welche Rolle spielt das Judentum tatsächlich in seinem Leben und in seinem Werk? Die Klärung erweist sich als ungemein spannend und überraschend ergiebig. Literarische und autobiografische Dokumente gibt es reichlich. Sie gilt es auszuwerten. Lesen Sie nur die wichtigsten Erzählungen Zweigs zu diesem Themenkomplex: »Rahel rechnet mit Gott« von 1927 und »Der begrabene Leuchter«, 1936 geschrieben, als die Nazis schon längst begonnen hatten, Juden wie Untermenschen zu behandeln. Auch einen Stefan Zweig hatten sie und ihre österreichischen Helfershelfer ins Exil getrieben. Dem setzt Zweig eine Hommage an die innere Kraft und Stärke des jüdischen Volkes durch alle Zeiten der Verachtung, Verfolgung und Vertreibung hindurch entgegen. Das Thema werde ich weiter bearbeiten. Mein Arbeitstitel: »»Unser Geist ist Weltgeist«: Stefan Zweig und das Drama eines jüdischen Weltbürgertums«.

Und schon sind Sie bei einem der zentralen Themen ihrer Arbeit: Wie viel Religion steckt in einem Schriftsteller und seinem Werk? In der Literaturwissenschaft wird dieser Aspekt oft nur am Rande behandelt – wenn überhaupt.

Ich habe das all die Jahre für einen Fehler gehalten, was sich freilich für mich persönlich als großes Glück erwies. So wurde ich selber herausgefordert, der ich ja mit einem abgeschlossenen Germanistik-Studium auch von der Literaturwissenschaft herkomme. Denn ich entdeckte vielfach Unentdecktes gerade im Bereich »Religion«.

Wie Thomas Mann Weihnachten feierte zum Beispiel.

Ich hätte es mir doch nicht träumen lassen, dass ich bei der riesigen Thomas-Mann-Forschung, die es inzwischen gibt, einmal ein Buch über Thomas Mann schreiben würde. Ist doch alles untersucht und erforscht, dachte ich. Dann aber entdeckte ich, dass eines der zentralen Feste der Christenheit, Weihnachten, für ihn ein sehr wichtiges Fest war. Zwar hatte er in seinem ersten großen Roman »Buddenbrooks« das bürgerliche Weihnachten »entzaubert« und als weiteren Ausdruck des »Verfalls einer Familie« beschrieben. Aber er schrieb auch: »Ich werde die Liebe zu den Zaubern des Weihnachtsfestes nie verlernen«. »Ich«, persönlich. In der Tat wurde dann auch jedes Jahr im Hause Mann das Weihnachtsfest mit größter Sorgfalt inszeniert – wir wissen das aus den Tagebüchern und den Autobiografien der Kinder. Inszeniert aber keineswegs als bürgerlich-sentimentales Ritual, sondern als eine verdichtete Zeit vertieften Nachdenkens über »Schicksal und Rätsel des Menschen«, als Feier einer universalen Menschheitshoffnung, als Fest der Stabilität und Kontinuität in finsternen Zeiten, als der Faschismus die Familie Mann zuerst aus Deutschland und dann aus Europa vertrieben hatte. Mit dem Thema »Weihnachten« aber hatte sich die Thomas-Mann-Forschung bislang nur am Rande beschäftigt. Ich habe dem 2006 eine eigene Untersuchung gewidmet, habe das Motiv erstmals durch die ganze Werkgeschichte hindurch verfolgt und bin fündig geworden: Auch im »Zauberberg«, in

den Josephs-Romanen und in den antifaschistischen Weihnachtsansprachen, die Thomas Mann während des Krieges über den Britischen Rundfunk gehalten hat. »Jede Weihnacht wird das welterrettende Wiegenkind zur Erden geboren, das bestimmt ist zu leiden, zu sterben und aufzuerstehen«, liest man schon im Vorspiel des ersten Bandes des »Joseph«. Mein Buch ist so eine Studie geworden über die Bedeutung des christlichen Festes in nachchristlicher Zeit.

Solche überraschenden Entdeckungen auch bei Klassikern der Literatur haben Sie immer wieder gemacht.

Zum Beispiel bei Rainer Maria Rilke. Rilke-Forschungen gibt es in allen Weltsprachen, sie sind unüberschaubar geworden. Was sollte ich da noch Originelles beitragen können? Dann aber entdeckte ich drei Buddha-Gedichte an einer zentralen Stelle von Rilkes Gesamtwerk: in den beiden Bänden der »Neuen Gedichte« 1907 und 1908. Unerwartet. Ich wusste, dass Rilke in diese Bände seine Gedichte zu Gestalten des Alten und Neuen Testaments aufgenommen hatte, aber Buddha? Wie passt das zusammen? Was interessiert einen zutiefst von Europa geprägten Dichter an der Gründerfigur des Buddhismus? Hatte er sich je mit dem Buddhismus beschäftigt? Wann? Wie? War er je in buddhistische Länder gereist? Wenn nicht, wo hatte er eine konkrete Anschauung von einer Buddha-Figur? Plötzlich waren viele, hochinteressante Fragen aufgebrochen. Aber kaum jemand in der Rilke-Forschung hatte das je untersucht. Mich aber interessierte das brennend im Kontext meiner Arbeiten zum interreligiösen Dialog und meines Forschungsprojektes zu Spiegelungen der Weltreligionen in Texten deutschsprachiger Literatur. So machte ich mich an die Arbeit, und es wurde eine geradezu detektivische Spurensuche mit glücklichem Ausgang. Denn ich konnte die »Geschichte eines einzigartigen Dialogs«

schreiben, des Dialogs, den Rilke mit der Figur des Buddha geführt hat.

Woher kommt diese Lücke? Weil die Germanistinnen und Germanisten sich nicht an die Religion wagen – und die Theologinnen und Theologen nicht an Literatur und Lyrik?

So habe ich es tatsächlich immer wieder erlebt. Und ich bin da mittendrin und verbinde Literaturwissenschaft, Religionswissenschaft und Theologie.

Das Risiko ist, von beiden Seiten nicht ganz ernst genommen zu werden.

Sagen wir es so: Ich werde von beiden Seiten als Grenzgänger wahrgenommen – aber durchaus ernst genommen. Denn meine Arbeiten zur Literatur halten sich streng an die wissenschaftlich erforderlichen hermeneutischen Standards. Nie ist mir der Vorwurf gemacht worden, ich vereinnahmte die Literatur für religiöse Zwecke. Mir gefällt die Grenzgängerei. Sie ist ja eine Herausforderung nach beiden Seiten. Mein erstes Buch aus dem Jahr 1978 beginne ich nicht zufällig mit einem Satz des evangelischen Theologen Paul Tillich: »Die Grenze ist der einzig fruchtbare Ort der Erkenntnis«, und ich habe daraus gefolgert: »Grenzsituationen fordern das Denken heraus, das nicht abgeschlossen sein will und ermutigen es, weiterzuschreiten«. Vor mehr als 40 Jahren geschrieben. Gültig bis heute.

Hier in Ihrem Arbeitszimmer hängt das Faksimile eines Briefes von Gotthold Ephraim Lessing. Was hat es damit auf sich?

Es ist ein mich tief anrührender Brief. Lessing hatte viele Jahre auf eine eheliche Verbindung mit einer Frau gewartet, mit der

Hamburger Unternehmer-Witwe Eva König. Endlich, 1776, können sie heiraten, und gemeinsam nach Wolfenbüttel ziehen, wo Lessing 1770 Direktor einer großen Bibliothek geworden war. Auf Weihnachten 1777 bringt Eva König ihren gemeinsamen Sohn zur Welt. Der aber stirbt nach zwei Tagen; zehn Tage später auch Eva König, nach einer schweren Zangengeburt am Ende ihrer Kräfte. Und dann schreibt Lessing diesen Brief an seinen Freund Johann Joachim Eschenburg in Braunschweig: »Meine Frau ist tot: und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, dass mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen; und bin ganz leicht.« Und vorher schon: »Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.« Gerade die lapidare Diktion bei tiefer emotionaler Erschütterung ist ergreifend.

Nicht zuletzt aus dieser persönlichen Erfahrung heraus hat Lessing dann sein Drama »Nathan der Weise« geschrieben. Im Sterbezimmer von Frau und Sohn! Wenn man wie ich in Wolfenbüttel in diesem Zimmer des Lessingschen Hauses gestanden hat, fühlt man sich intensiver als zuvor in *die* Szene im Stück ein, in der Lessing seinen Nathan einen Bericht geben lässt über ein Pogrom, in dem »die Christen« seine Frau und sieben seiner Kinder« abgeschlachtet hatten. Lessing erinnert damit an die vielen Pogrome, die Christen zu Mördern an Juden werden ließen. Den genannten Brief in Faksimile habe ich eingerahmt und an eine der Wände meines Arbeitszimmers gehängt. Damit verneige ich mich vor einer bedeutenden Frau und Partnerin und vor dem großen Lessing, dem ich 1998 eine eigene Studie gewidmet habe – wieder im Interesse des interreligiösen Dialogs: »Vom Streit zum Wettstreit der Religionen. Lessing und die Herausforderung des Islam«.

Aber es gibt noch weitere Spuren Lessings an den Wänden Ihres Arbeitszimmers.

In der Tat. Für mich ist Lessing eine besondere Figur in der deutschsprachigen Literatur: nicht nur ein begnadeter Schriftsteller und Kritiker, sondern zugleich auch ein ungemein kenntnisreicher, streitbarer »Liebhaber der Theologie«, der, wenn er herausgefordert wurde, theologische und theologiegeschichtliche Debatten auf höchstem Niveau zu führen verstand. Als ein solcher »Liebhaber« hat er sich selbst bezeichnet. Hätten wir doch mehr »Liebhaber« solchen Formates! Auch deshalb habe ich mir das schönste Porträts, das es von Lessing gibt, aufgehängt, die farbige Reproduktion des Gemäldes von Anton Graff aus dem Jahr 1771. Das Bild, ein Jahr nach seiner Ernennung in Wolfenbüttel entstanden, zeigt ihn, angekleidet mit einem schönen blauen Rock, als einen ernsten, selbstsicheren, aber zugleich wachen, aufmerksam zuhörenden und jederzeit zum Gespräch bereiten Mann von 42 Jahren. Dann gibt es noch zwei weitere Bilder zu meinem Lessing-Zyklus, Ikonen des christlich-jüdischen Gesprächs. Mit Mittelpunkt jedes Mal die Gestalt von Moses Mendelssohn, des großen jüdischen Aufklärers und Partners von Lessing in vielen Gesprächen. Zugleich jüdisches Urmodell seines Nathan, wie Lessings Figur kein Rabbiner, sondern ein Kaufmann. Das eine Bild, gemalt von Moritz D. Oppenheimer 1856, zeigt den protestantischen Theologen Johann Caspar Lavater in Mendelssohns Berliner Haus beim Versuch, den Juden zum christlichen Glauben zu bekehren. In die Mitte zwischen beiden hat der Maler Lessing platziert, der dieses Ansinnen sichtlich missbilligt. Eine Szene der »Vergegnung« also zwischen Jude und Christ. Das andere Bild ist ebenso berühmt. Eine Radierung von Fritz Werner von 1870, die Lessing und Mendelssohn in vertrautem Gespräch vor Lessings Haus in Wolfenbüttel zeigt. Eine Szene der »Begegnung«.

Beide Bilder sollen mich daran erinnern, was die Aufgabe jedes interreligiösen Dialogs ist: aus Vergegnungen sollen Begegnungen werden. Ich benutze damit ein wunderbares Wortspiel von Martin Buber. Dieser Aufgabe habe ich mich mit meiner Arbeit verschrieben.

Über eine »sinnliche Literaturwissenschaft

Sie nähern sich reisend den Schriftstellerinnen und Schriftstellern. Warum? Das genaue Lesen ersetzt das nicht.

Ohne die Sinnlichkeit der Orte geht eine wichtige Dimension von Literatur verloren: die Verbindung zum gelebten Leben des Autors, der Autorin, aber auch des Lesers, der Leserin. Das ist jedenfalls meine Erfahrung. Ich nenne das eine »sinnliche Literaturwissenschaft«. Für sie aber sind alle Komponenten wichtig: die genaue Lektüre, die Analyse von Stil, Sprache und Formen, die Rekonstruktion der Genese und des zeitgeschichtlichen Kontextes und die sinnliche Anschauung der Orte, die ich magische Orte nenne, weil die geistige Energie, die sie durch die Präsenz der Dichter:innen gespeichert haben, mich immer wieder angezogen hat. Aber »sinnliche Literaturwissenschaft« bleibt Wissenschaft. Die Texte müssen nach allen Regeln der Kunst ausgelegt werden und dürfen nicht aufs Biografische oder Topografische reduziert werden. Aber die Anschauung vor Ort hilft, die Texte besser zu verstehen, sich von ihnen inspirieren zu lassen, sie neu zu lesen. Ich will ja begreifen, was mich ergreift. Wer einmal das Felsen Schloss in Duino bei Triest besucht und von einer der Terrassen oben das »unendliche Meer« der Adria gesehen hat, weiß, wovon ich rede. Man versteht besser, warum Rilke zu seinen ersten beiden »Duineser Elegien« hatte inspiriert werden können, deren Auftaktverse ja wie in den unendlichen Raum

geschrieen zu sein scheinen: »Wer, wenn ich schrie hörte mich denn aus der Engel Ordnungen ...«. Ich habe das im Rilke-Kapitel meines Buches »Magische Orte. Ein Leben mit der Literatur« (2022) genauer beschrieben. Ich versuche hier erstmals eine Verbindung von Topografie und Autobiografie.

Sie interessieren die Brüche in den Schriftstellern und auch die gebrochenen Autoren.

Brüche, aus denen Kreativität entsteht, neue Erfahrungen und neue Formen. Und was einen Schriftsteller betrifft, kenne ich kein eindrücklicheres Beispiel als das von Alfred Döblin, einen der größten Prosaautoren der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts, der unter anderem »Berlin Alexanderplatz« (1929) geschrieben hat, einen der wichtigsten Großstadtromane deutschsprachiger Literatur bis heute. Eines Tages treffe ich in einer Zeitschrift auf die Notiz, sein Grab befinde sich seit 1957 auf dem Friedhof eines kleinen Dorfes in den Vogesen namens Housseras, auf französischem Boden also. Merkwürdig, völlig unerwartet. Das wollte ich sehen und dessen Geschichte nachgehen. Ich wusste: Jüdischer Herkunft hatte dieser Mann sein und seiner Familie Leben vor den Nazis erst durch Flucht nach Frankreich und dann in die USA retten müssen. Nach dem Krieg war er, der in den 1930er-Jahren französischer Staatsbürger geworden war, in französischen Diensten nach Deutschland zurückgekehrt, um am kulturellen Wiederaufbau mitzuarbeiten. Warum dann aber Housseras? Ich reise dorthin und finde drei Gräber: Döblin liegt dort Seite an Seite mit seinem Sohn Wolfgang und seiner Ehefrau Erna. Warum aber hier? Warum ausgerechnet in französischer Erde, warum in einem Ort mit nicht mehr als 300, 400 Einwohnern, heute so unscheinbar wie in den 1940er- und 1950er-Jahren?

Dann stoße ich auf eine abgründige Lebensgeschichte der drei Döblins: Der Sohn Wolfgang, der 1936 wie die ganze Familie Döblin, französischer Staatsbürger geworden war, hatte 1940 auf Seiten der Franzosen gegen die Wehrmacht gekämpft und sich in dieser Zeit »Vincent« genannt, um nicht als Reichsdeutscher erkannt zu werden. Als die Franzosen sich im Mai 1940 den Frankreich überfallenden deutschen Truppen ergeben, ist er alleine aufgebrochen und landet nach einem Nachtmarsch wie zufällig in diesem Housseras. Dort setzt er seinem Leben ein Ende, mit ganzen 25 Jahren, weil er nicht in die Hände der Nazi-Schergen geraten will. Er weiß: als Jude und »Vaterlandsverräter« droht ihm Deportation in ein KZ. Erst 1945 erfahren die Döblins vom Tod ihres Sohnes. Erschütternd. Dessen Schicksal also ist der Grund, warum Döblin sich demonstrativ 1957 neben diesem Sohn bestatten lässt. Drei Monate nach dem Tod ihres Mannes bringt sich Frau Döblin um und lässt sich ebenfalls in Housseras bestatten. Womit vollends deutlich ist: Das Grab der Döblins auf französischem Boden sollte ein bleibendes Zeichen der Unversöhnlichkeit mit Deutschland sein. Welch eine Geschichte, verstehen Sie? Aber ohne die Reise nach Housseras wäre ich nie auf sie gestoßen und wäre mir auch das Spätwerk Döblins verschlossen geblieben, das auch ausgesprochen theologische Schriften enthält. Döblin war ja zusammen mit seiner Frau Ende November 1941 in Los Angeles in die katholische Kirche eingetreten. Das aber ist eine Geschichte für sich.

I.

Oberhausen: Frühe Erfahrungen mit Kirche

Hinter Ihrem Schreibtischstuhl hängt das Bild Ihrer Eltern. Aus welcher Familie stammen Sie?

Aus einer bürgerlich-katholischen. So war es für mich als Kind und Jugendlicher selbstverständlich, zu einer Gemeinde zu gehören und regelmäßig Gottesdienste und Andachten zu besuchen. Ab dem Alter von etwa zehn Jahren war ich sehr engagiert in dieser Gemeinde. Ich war Messdiener, Chorsänger, später Gruppenleiter, das ganze Programm. Ich habe Gemeinde erlebt als einen Ort, an dem ich mich aufgehoben und gebraucht fühlte, nicht nur sozial, sondern auch geistig. Denn ich habe diese Gemeinde auch als Trägerin von großer Kultur erlebt. Sankt Johannes Evangelist in der Altstadt von Oberhausen war eine Gemeinde hauptsächlich von Arbeitern, von kleinen und mittleren Angestellten und Beamten. Mein Vater war ein solcher Beamter in der Stadtverwaltung: Abteilung Rechnungsprüfung. Gehobenes Bildungs- oder gar Großbürgertum gab es hier so gut wie nicht. Aber in dieser Gemeinde gab es einen Kirchenchor, wurde Kirchenmusik gepflegt. Man hat zu Festtagen die Messen von Haydn, Mozart und Schubert aufgeführt – und das für Laien wahrhaftig nicht schlecht. In »Hochämtern« wurde Gregorianik geboten, bis heute eine Musik für mich, die mir zur stillen Meditation und zur geistigen Konzentration verhilft. Das heißt: Ich bin schon als Junge über die Liturgie in dieser einfachen Gemeinde musikalisch mit der großen europäischen Musik-Kultur in Berührung gekommen und habe emotional ergreifende Stunden erlebt. Das ist *auch* Kirche. Das vergesse ich nicht.